

Arthur Witte –
ein Wegbereiter der Karl-May-Forschung
und Förderer der literarischen Volkskunde*

Warum interessiert uns heute überhaupt jener Germanist Arthur Witte, der sich – nur 44-jährig – am 23. Juni 1945 das Leben genommen hat? Zunächst: Ganz speziell in der Karl-May-Gesellschaft weiß man, dass Witte eine der Initialzündungen für die Karl-May-Forschung insofern gegeben haben muss, als er 1936 seinem Studenten Heinz Stolte ein damals völlig aus der Norm fallendes Dissertationsthema ermöglicht hat: »Der Volkschriftsteller Karl May«. Sodann: Im Rahmen der Aufarbeitung unserer jüngsten Geschichte ist auch Fachgeschichte der verschiedenen akademischen Disziplinen ins Blickfeld gerückt, besonders im Bereich der Literaturwissenschaft.

Freilich hat Heinz Stolte über Wittes wissenschaftlichen Ansatz bereits in verschiedenem Zusammenhang einiges erwähnt. Meine Recherchen und glückliche Zufälle bei der Materialbeschaffung erlauben aber eine neuerliche Annäherung an seine interessante, sehr widersprüchliche Persönlichkeit. Meine Ausführungen konzentrieren sich im Folgenden auf seinen Werdegang und seine Persönlichkeit als akademischer Lehrer, seine politische Einordnung, seinen Beitrag zur literarischen Volkskunde und letztlich auf sein tragisches Ende.

Arthur Witte als akademischer Lehrer, das sind nur 15 Jahre schwungvoller, auch mutiger wissenschaftlicher Entfaltung, schnell eingeholt von unheilvollem körperlichen Leiden – wenn man so will: ein Torso in der Ahnenreihe der Germanisten! Schon im August 1942 gesteht er Stolte in einem Brief an die russische Front ohne weitere Erläuterung: »Ich weiß, daß meine Laufbahn hoffnungslos ist.«¹

Er hat seine eigene wissenschaftliche Reputation mit Forschungen auf einem relativ unverfänglichen Gebiet, nämlich der Altgermanistik, erlangt. Auch bei seiner Entwicklung spielt eine menschliche Begegnung neben anderen Voraussetzungen eine entscheidende Rolle. Was er später für Stolte wurde, war zumindest im Ansatz in den 20er

* Vortrag, gehalten am 11. 10. 2007 auf dem 19. Kongress der Karl-May-Gesellschaft in Berlin.

Jahren für ihn der Altgermanist Carl von Kraus an der Universität München. Dort hatte Witte seit dem Wintersemester 1924/25 studiert. So bekennt Witte noch 20 Jahre später: »Die entscheidende Anregung und Förderung (...) empfang ich durch Carl von Kraus. (...) Ihm verdanke ich ein gründliches Eindringen in die Welt der mittelalterlichen Dichtung wie die der deutschen Sprache.«²

Dieser Germanist hatte ihn zur Mitarbeit am ›Bayrisch-Österreichischen Wörterbuch‹ herangezogen.³ In einem Gutachten über Witte heißt es dazu: »Wie sein Lehrer C. v. Kraus verbindet er strenge philologische Schulung mit feinem Kunstverständnis und starker Einfühlungsgabe.«⁴

Entsprechend waren auch die Themen seiner wichtigsten Arbeiten: In seiner Dissertation hatte er eine mittelhochdeutsche Handschrift untersucht, in seiner Habilitation hatte er ein mittelhochdeutsches Werk herangezogen im Rahmen eines Vergleichs zweier höfischer Epen mit derselben Grundgeschichte, eines mittelhochdeutschen und eines französischen Textes um das Leben des Ritters Iwein.⁵

Witte verharrte später keineswegs bei der mittelhochdeutschen und althochdeutschen Dichtung wie andere Germanisten, die sich zeitlebens auf die sogenannte Mediävistik spezialisiert haben. Seine akademische Lehrtätigkeit begann er von 1929 bis 1933 als Privatdozent in Halle an der Saale. Im Oktober 1933 wurde er an die Universität Jena als außerordentlicher Professor für Deutsche Philologie und Volkskunde berufen. Die vergilbten Jenaer Vorlesungsverzeichnisse von einst dokumentieren Wittes umfangreiches Spektrum: Vorlesungen und Seminare mit einem die deutsche Literaturgeschichte von den Anfängen bis zum Expressionismus umspannenden Programm, wozu dann noch in fünf aufeinander folgenden Jahren volkskundliche Veranstaltungen kamen. Außer den übergreifenden literaturwissenschaftlichen Vorlesungen führte er zu folgenden Autoren spezielle Seminare durch: zu Friedrich Schiller, Friedrich Hebbel, Heinrich von Kleist, Hans Sachs und noch im Wintersemester 1942/43 zu Novalis.

Weshalb er seit Ausbruch des Krieges keine volkskundlichen Vorlesungen mehr hielt, weiß ich nicht zu sagen. Seine bis einschließlich Sommersemester 1939 kontinuierlich angekündigten Einführungsveranstaltungen in die deutsche Volkskunde waren leider immer so allgemein betitelt, dass man keine Schwerpunkte erkennen kann. Glücklicherweise geben ein paar publizistische Artikel Einblick in seine Auffassungen zu Fragen der Volkskunde und auch zu Karl May speziell. (Ich komme später darauf zurück.)

Arthur Witte hat sehr wenig geschrieben. Seine Leidenschaft war offensichtlich, seine wissenschaftlichen Erkenntnisse mündlich den jungen Zuhörern so zu präsentieren, dass sie total fasziniert waren, zumal Vorlesungen andernorts ja manchmal auch sehr langweilig sein konnten. Und gerade Wittes für damalige Zeiten offenbar unkonventionelle Art, an Literatur heranzugehen, ist das, was Heinz Stolte und seine Kommilitonen begeisterte. So liest man im Vorwort des Reprints seiner Dissertation (>Vorwort zur zweiten Auflage<):

Da trat plötzlich Wissenschaft uns entgegen, wie wir dergleichen nicht gekannt hatten. Literatur war, von ihm gedeutet, nicht länger bedrucktes Papier. Sie wurde, vor uns staunenden Hörern lebendig gemacht, Schauplatz menschlicher Schicksale, Stimme der leidenden und ringenden Kreatur. (...) niemals in vier Jahrzehnten an deutschen Universitäten erlebte ich einen Kathederredner von einer so zwingenden Faszination wie ihn. Kein Schönredner war er, beileibe nicht; groß und breit, rotgesichtig, durch die schwarzgefaßte Hornbrille sein Auditorium gleichsam durch und durch fixierend, so stand er vor uns, und man sah, nein, man erlebte, wie er, wenn er Kleists Penthesilea oder Hebbels Gyges interpretierte, sich ins Dargestellte hineinverwandelte und dann Kleist oder Hebbel war. Er ließ, so er nur fünf Zeilen aus des Novalis »Hymnen an die Nacht« zitierte, seine Hörer schnurstraks in die Unterwelt fahren. Von Otto Ludwig oder Stifter oder Grillparzer begriff man, spürte man mit, wie schöpferisches Genie das blühende Wunder aus einer zutiefst gebrechlichen, defekten, morbiden Lebenskraft sein konnte.⁶

Witte hatte also offensichtlich die Fähigkeit, Dichter und ihre Werke erlebbar zu machen, was nur sehr gute Lehrer vermögen.

Natürlich machte man auch mit ihm – wie wohl mit den meisten Autoritäten – manchmal unsensible studentische Späße. Wenn man seiner ehemaligen Studentin, der Historikerin Renate Riemeck (Gründerin der Deutschen Friedensunion), der Pflegemutter von Ulrike Meinhof (RAF-Terroristin), glauben soll, hatte Witte nicht gerade viel versöhnlichen, ihn über die Dinge erhebenden Humor. Sie erinnert sich in ihrem autobiographischen Buch belustigt daran, wie der Germanist Witte nach einem bösarigen Scherz eines Studenten in seinem Kleist-Seminar – es muss also 1938/39 gewesen sein – beleidigt den Seminarraum verlassen habe.⁷ Darüber wollen wir nicht richten, sondern uns im Folgenden vielmehr dem Arthur Witte als einem der Urväter einer neuen, in Richtung Trivilliteratur-Forschung gehenden Volkskunde nähern.

In einem Aufsatz betont er, dass Volkskundler eine bestimmte seelische Qualität hätten oder haben sollten: Volkskunde wird nach Witte betrieben »von Männern, die eine tiefe Liebe zum Volk, zum ›einfachen Mann‹ im Herzen tragen.«⁸ Über eine solche emotionale Basis verfügte Witte selbst zweifellos schon auf Grund seiner proletarischen Herkunft.

Er wurde am 16. Februar 1901 als Sohn eines Marine-Werkmeisters in Wilhelmshaven geboren und wuchs in der Atmosphäre des damals bedeutenden Marinehafens auf. Nach Eigenaussage liegen hier unter anderem die Wurzeln für seine soziale Sensibilität. Zu Hause wurde meistens plattdeutsch gesprochen. Das hatte aber den positiven Effekt für den Jungen, dass er früh Interesse für deutsche Sprachgeschichte entwickelte. Zu seinem besonderen Verständnis für das Denken und Fühlen sozial schwacher Schichten erläutert er später, dass er seine Schulzeit drei Jahre unterbrochen und im Ersten Weltkrieg bis 1918 auf der Werft gearbeitet habe, zum Schluss als Hilfszeichner, und dass ihn diese Jahre stark geprägt hätten, obgleich er damals gemerkt habe, dass er eigentlich über keine technische Begabung verfügte.

Nach seinem Abitur 1921 begann er sein Studium in Kiel, ständig in Geldnot. Seine Fächerkombination ist bemerkenswert: Astronomie wegen seiner mathematischen Neigung, deutsche Literatur und Sprache; zusätzlich hörte er Geschichte, Kunstgeschichte und Archäologie. Geld verdiente er sich neben dem Studium durch Stundengeben und als Meteorologe an der Kieler Sternwarte! Wie diese Lebensbedingungen seine wissenschaftlichen Interessen beeinflusst haben, formuliert er selbst: »Ich könnte heute keine Volkskunde betreiben, wenn ich nicht so lange Arbeiter unter Arbeitern gewesen wäre.«⁹

Wir heute – fast sieben Jahrzehnte nach seiner letzten Volkskunde-Veranstaltung – möchten erfahren, was ihm besonders wichtig war in der Volkskundeforschung und was somit zumindest teilweise über Stoltes Dissertation in die Karl-May-Forschung getragen wurde.

Am Deutschen Seminar der Universität Jena hatte der Bereich Volkskunde bereits vor Witte eine gewisse Tradition, wie ich in meinem Buch über Heinz Stolte¹⁰ näher ausgeführt habe. Als Legitimationsbasis für die wissenschaftliche Beschäftigung mit volkstümlicher Literatur wurden von den Pionieren der Volkskunde vor allem der ideenreiche Denker Johann Gottfried Herder (1744–1803), der den besonderen Wert des schlichten Tiefsinns der Volkslieder erkannt hatte, sowie die Romantik gesehen. Ihre erste literarische Ausprägung hatte sie bekanntlich gerade in Jena im Kreis der so genannten

›Jenaer Frühromantik‹, die dann ähnliche Gruppen an verschiedenen Orten in Deutschland nach sich zog, als deren wichtigste geschichtliche Leistung Heinz Stolte in seiner kleinen Literaturgeschichte »ihre Hinwendung zum deutschen Volkstum« herausstellte,¹¹ besonders bezogen auf Clemens Brentano (1778–1842) und Achim von Arnim (1781–1831) mit ihrer Sammlung alter deutscher Volkslieder in ›Des Knaben Wunderhorn‹, auf Joseph Görres (1776–1848) mit seiner Neuentdeckung alter Volksbücher sowie auf die eigentlichen Begründer der Wissenschaft der Germanistik Jacob Grimm (1785–1863) und Wilhelm Grimm (1786–1859) mit ihrer Kinder- und Hausmärchensammlung. Ganz allmählich hielt die Volkskunde Einzug in literaturwissenschaftliche Seminare einiger Universitäten. Der vielseitige Historiker Professor Helmut G. Walther von der Universität Jena, Mitglied im Kuratorium der Karl-May-Stiftung und zur Zeit stark mit der Geschichte der 450 Jahre alten Universität befasst, betont im Hinblick auf die Traditionen der Volkskunde: »Die germanistische Tradition der Erforschung ›einfacher Formen‹ wie Sage, Rätsel und Märchen bzw. ihre Theoretisierung als ›einfache Formen‹ (André Jolles) stehen in einem komplexen Abhängigkeits- und Entwicklungsverhältnis.«¹²

Volkskunde als Lehrfach war im Jenaer Deutschen Seminar seit 1920 vertreten, und zwar zunächst mit einem Lehrauftrag des wissenschaftlichen Assistenten und Privatdozenten Prof. Dr. Hans Naumann, der schon 1922 Jena verließ. Finanziert wurde das Fach bis zur Inflation von außen, und zwar von der privaten Stiftung des Verlagsbuchhändlers Eugen Diederich. Dann hatte sich der damalige wissenschaftliche Assistent Carl Wesle zunächst in die Volkskunde eingearbeitet, bevor er nach Kiel ging. Der Germanist Hennig Brinkmann, 1930–1938 in Jena, hat sich dann um das Fach gekümmert. Er war eingestellt zunächst lediglich als nicht beamteter ao. Professor, so z. B. im Vorlesungsverzeichnis von 1933 nachzulesen. Es war das Jahr, in dem Witte nach Jena kam, der bekannte Germanist Albert Leitzmann kurz vor seiner Pensionierung stand und man noch einen Lektor, speziell für die Mundartenforschung, also ein volkskundliches Thema, engagiert hatte. Während Wittes Amtszeit wurde Brinkmann Assistent, und zwar, wie das Vorlesungsverzeichnis vom Wintersemester 1935/36 zeigt, neben Dr. Keferstein, danach neben Dr. Stolte. Als Assistent bot Prof. Brinkmann einerseits eine Lehrveranstaltung zum Minnesang an, andererseits betrieb er volkskundliche Forschungen zu einer thüringischen Dialektgeographie. Letztere Arbeiten wurden nach 1938 wegen seiner Berufung nach Frankfurt a. M. von

Arthur Witte weitergeführt, wie Brinkmann 1944 in einem Brief zur Person Wittes erklärt.¹³ Noch bis in die fünfziger Jahre wurde an einem großen thüringischen Wörterbuch gearbeitet.

In den nationalsozialistischen Bildungsvorstellungen bekam die Volkskunde einen hohen Stellenwert. Im Jahre 1935 gab es einen Erlass, Volkskunde in die Reihe der Prüfungsfächer aufzunehmen. Die Beschäftigung mit Volkskunde für alle Kandidaten des Höheren Lehramtes wurde Pflicht.¹⁴

Als Wesle 1935 zurück nach Jena kam, musste er sehen, dass ein neuer Professor, Arthur Witte, ein von Herkunft und Auftreten zu ihm in Kontrast stehender Mann, das Fach Volkskunde fest in seiner Hand hatte und es als eigenständige Abteilung durchgesetzt hatte, ohne sich allerdings dem nationalsozialistischen Willen zu beugen, aus dem Fach eine Scheinwissenschaft mit völkischer Irrationalität zu machen. Das wurde selbst in der DDR-Zeit nicht verschwiegen. So bemerkt der Jenenser Autor Dietrich Germann in seiner fachgeschichtlichen Dissertation von 1954 zu Wittes volkswissenschaftlichen Aktivitäten:

Gleichwohl arbeitete Arthur Witte mit Energie und Geschick der gewünschten nationalsozialistischen Interpretation der Probleme dieses Faches entgegen. Er vermochte dadurch das wissenschaftliche Niveau des ihm anvertrauten Lehrgebietes zu wahren.¹⁵

Damit wir uns seinen Standort im reichlich unübersichtlichen Bereich Volkskunde besser vorstellen können, müssen wir – wie heute unerlässlich – zunächst nach Wittes möglicher Parteizugehörigkeit fragen, zumal Jena zu einer Musteruniversität der braunen Herren werden sollte. Witte war, wie das Bundesarchiv in Berlin bestätigte, nie Mitglied der NSDAP, anders also als seine Volkskunde-Kollegen Hans Naumann (1886–1951) und Hennig Brinkmann (1901–2000),¹⁶ wobei Naumann leider sogar anlässlich der Bücherverbrennung in Bonn 1933 als Redner hervorgetreten ist.

Wie Witte sich gewunden hat, um in den schwierigen NS-Zeiten seine Stellung nicht zu verlieren, spürt man heute aus seiner Jenaer Personalakte. Da sie jetzt öffentlich zugänglich ist, wird damit auch nicht immer sehr sensibel umgegangen. Bedauerlich ist, dass Personalinformationen über Witte nur teilweise in dieser Akte liegen, vielmehr befindet sich Wichtiges auch im Bundesarchiv Berlin und im Thüringischen Hauptstaatsarchiv in Weimar, was auch ich ohne die Tipps von dessen Direktor, Prof. Dr. Volker Wahl, nicht gewusst hätte.

Eindeutig ist, dass man behördlicherseits schon Ende der 30er Jahre wegen Wittes häufiger Krankmeldung an Frühpensionierung dachte. In dem Zusammenhang verlangte der Gaudozentenbund-Führer von ihm wiederholt eine politische Selbsteinschätzung für ein »charakterliches und weltanschaulich-politisches Gutachten«.¹⁷

Was in Wittes so erzwungener Selbstdarstellung zu lesen ist, ist sicher in vielen Details die Wahrheit, wirkt aber in der Kombination reichlich konstruiert, wenn er sein politisches Denken skizziert, nach dem Motto: Ich bin doch dem typisch national-konservativen Denken verhaftet, konnte nur aus Gründen meines Stolzes Eurer Partei nie beitreten. Allerdings passt das folgende mutige Bekenntnis genau zu seiner eigenständigen Persönlichkeit:

Ich war am 1. Mai 1933 nicht in die Partei eingetreten, weil ich viele meiner Kollegen [an der Universität Halle], die vorher ganz anders eingestellt waren und anders gehandelt hatten, unter Vorwänden in die Partei eintreten sah, die meinem Stolze zuwider liefen. Ich wußte, daß ich damals auf der Berufsungsliste in Jena stand: Eben darum trat ich nicht ein, denn ich wollte, daß man mich um meiner Leistungen, nicht um meiner Parteizugehörigkeit willen, berief.¹⁸

Eine seiner ehemaligen Studentinnen, die spätere Würzburger Professorin Anneliese Bach-Kuchinke, versicherte mir 1994 in einem Brief, man habe Witte unter der amerikanischen Besetzung 1945 deshalb sofort wieder eingesetzt, weil seine Antiposition nicht nur »universitäts-, sondern auch stadtbekannt gewesen« sei. In seinen Vorlesungen habe sie »nie etwas gehört, was sich in die Ideologie der NS-Zeit auch nur im mindesten hätte einordnen lassen – ganz im Gegenteil, sehr bissige Ausfälle gegen Literaten des Systems«¹⁹ habe er gelegentlich im Hörsaal geäußert. Insofern, so muss man hinzufügen, ergibt Stoltzes wiederholte mündliche Äußerung, Witte habe nach eigener Aussage ihm gegenüber immer mit einer Inhaftierung gerechnet und deshalb eine Art Waffe hinter seiner Wohnungstür angebracht, einen Sinn.

In einer Beilage zu seinen Personaldaten vom 10. Juni 1945 (zwei Wochen vor seinem Suizid) für das damals amerikanisch verwaltete Volksbildungsministerium Thüringens erläutert er selbst u. a., dass er zwei Berufungen (nach München und Frankfurt am Main) abgelehnt habe, da Bedingung der NSDAP-Eintritt war. Als Hauptzeugen dafür benennt er den eingangs erwähnten Prof. Dr. Carl von Kraus aus München. Es heißt dort an anderer Stelle: »Der Rektor Astel [Uni-

versität Jena] forderte mich auf, in die Partei ein- und aus der Kirche auszutreten. Beides lehnte ich ab.«²⁰

Und interessant ist auch ein – salopp gesagt – »Persilschein«, ein ihm un- aufgefordert gegebener Abschiedsbrief eines Franzosen, Pierre Cotet, den er der Behörde beilegte. Aus ihm gehe – so Witte – »unzweideutig« hervor

einmal, daß ich auf eigene Verantwortung hin einen Ausländer vor Kriegszwangsarbeit bewahrte und zweitens, daß ich nach der allgemeinen Meinung meiner Hörer »der erbittertste Feind des Nationalsozialismus« war und (...) nicht aufgehört habe, öffentlich an den Widerstand der Geister zu appellieren, den verbotenen Schriftstellern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.²¹

Ein Ereignis deutet in Richtung der Einschätzung Wittes als eines bekannten Antinazis: 1941 wurde er offensichtlich wegen staatsfeindlicher Äußerungen bei einer Behörde denunziert. Darüber gibt es eine Anspielung in einem Feldpostbrief Stoltes. Er wäre aber nicht dieser widersprüchliche, wie Stolte in privatem Kreis sagte, »kantige« Mann gewesen, wenn man es dabei ganz belassen könnte. Schon weil man so schwer etwas über Witte findet, stürzten sich Jenaer Autoren einseitig auf zwei in Jena nachzulesende Negativaspekte, und zwar auf den ersten schon seit 1958 in einer »Geschichte der Universität«²² und auf den zweiten erst neuerdings wiederum im Zusammenhang mit der Aufarbeitung der Jenaer Universitätsgeschichte:

Der erste Aspekt: So hatte Witte 1934 – also ganz neu in Jena – im Auftrag der Universitätsdirektion eine hoch offizielle Rede über die Staatsauffassung Friedrich Schillers gehalten, die Züge aufweist, die sich (wie auch ich in meinem Buch über Heinz Stolte dargestellt habe) als opportunistisch interpretieren lassen. Es handelte sich um einen Festakt, auf dem die Universität Jena den Namen Friedrich-Schiller-Universität erhielt, den sie bis heute trägt.

Der zweite Aspekt: Eine peinliche Stelle in der erwähnten durch die NS-Behörden erzwungenen Selbstdarstellung, in der er sich – wie gesagt – als national-konservativ charakterisiert, enthält feindselige Bemerkungen hinsichtlich einiger erfolgreicher Germanisten jüdischer Herkunft, die allerdings nicht mehr im Einzugsbereich der Nazis oder bereits verstorben waren, vor allem hinsichtlich des z. B. von Stolte sehr geschätzten Friedrich Gundolf (1880–1931). War es nur ein geschicktes Manöver, war es ein muffiger Antisemitismus oder war Witte einfach neidisch auf die Erfolgreichen? Letzteres ist für die

Autorin Angelika Pöthe²³ sofort klar. Die ethische Frage bleibt: Wie weit darf ein Mensch gehen, um seine Existenz bzw. seine Anstellung zu retten? Wir wollen Witte hier nicht schönreden, ihn aber wegen der Probleme hinsichtlich der Glaubwürdigkeit jener Quelle auch nicht so einfach mit Geringschätzung abtun.

Vielmehr soll nun auf seine Verdienste um die literarische Volkskunde ein Licht geworfen werden. Dabei helfen acht Quellen: Einmal, was Heinz Stolte dazu erwähnt hat, sodann der eben zitierte Dietrich Germann. Außerdem liegen uns aus Wittes eigener Feder wenigstens zwei Zeitschriftenartikel, zwei Zeitungsartikel und eine nachträglich gedruckte Rundfunkrede zu dem Bereich Volkskunde vor, die sich mit viel Glück auffinden ließen. Er hatte seiner erwähnten Bewerbung nach dem Krieg eine Veröffentlichungsliste beigelegt, in der er neben literaturwissenschaftlichen Arbeiten folgende vier volkskundliche Artikel aufführt:

1934: ›Volkskundliches im Deutschunterricht‹, in der ›Zeitschrift für Deutschkunde‹,²⁴
14. Mai 1937: ›Karl May und Wissenschaft‹, in der ›Jenaischen Zeitung‹;²⁵ nachgedruckt im Anhang des vorliegenden Beitrages,
März 1937: ›Der Mensch Karl May. Zu seinem 25. Todestag‹, in der ›Deutschen Allgemeinen Zeitung‹,²⁶
Oktober 1938: ›Die Literatur Mitteldeutschlands‹, eine Rede mit Karl-May-Bezug, in ›Das Thüringer Fähnlein/Monatshefte für die mitteldeutsche Heimat‹.

Die Grundgedanken und Formulierungen in diesen verschiedenen Aufsätzen überschneiden sich teilweise, was den Vorteil hat, dass sich das Wesentliche eindeutig herauskristallisiert.

Der Leser erkennt einiges wieder aus Wittes nicht gedrucktem Beitrag zur ›Doktorarbeit über Karl May‹, der seinerzeit für das einstige Karl-May-Jahrbuch bestimmt war, welches aber damals »aus zeitbedingten Schwierigkeiten sein Erscheinen ganz einstellte«.²⁷ Er wurde in Auszügen von Heinz Stolte herangezogen im Vorwort zur zweiten Auflage seiner Dissertation²⁸ und stellt die achte Quelle dar. Die im Folgenden angeführten Zitate lassen sich daher mit leichten Veränderungen auch an anderer Stelle finden.

Das Verdienstvolle bei jenen Zeitungspublikationen liegt meiner Ansicht nach vor allem darin, dass Witte so schon in den 30er Jahren über die Grenzen der Universität hinaus einem breiten, anonymen Leserkreis einen Weg zum Verständnis und zur Bewertung Karl

Mays ebnete, und dies unter Einsatz seiner Autorität als Universitätsprofessor. Die Tatsache, dass der nationalsozialistische Staat die Volkskunde förderte, stellte er als ›Aufhänger‹ seinen Erörterungen in zwei seiner Aufsätze voran, auch speziell die Beschäftigung mit Karl May betreffend. Vielleicht war das notwendig, um überhaupt einen Artikel in einer Zeitung der NS-Zeit unterbringen zu können.

Bei seinen Ausführungen, die mit Karl May im Zusammenhang stehen, geht es um fünf Kernaussagen Wittes:

1. Die Basis seiner Betrachtungen ist soziologischer Natur, wenn er wiederholt die Notwendigkeit hervorhebt, über das Medium Volkskunde die Gegensätze zwischen den konträren Bildungsschichten der deutschen Bevölkerung zu vermindern, zumindest etwas transparenter zu machen. Schon in seinem ersten Aufsatz von 1934, in dem es um ›Volkskundliches im Deutschunterricht‹ geht, beginnt er damit:

Ihr Streben [d. h. das Streben der Volkskunde] war seit jeher, die tiefe Kluft, die sich zwischen »Gebildeten« und »Ungebildeten«, zwischen »Oberschicht« und »Unterschicht« aufgetan hat, zu überbrücken. Und nicht nur dadurch, daß sie sich liebevoll der Volksüberlieferungen annahm, sondern vor allem dadurch, daß sie einer durch Entwurzelung und Verbildung dünnlich gewordenen »Oberschicht« zu zeigen suchte, daß und inwiefern sich ihre logische Geistesart von der prälogischen, »primitiven« unterscheidet.²⁹

In seinem Aufsatz ›Karl May und Wissenschaft‹ von 1937 zeigt er an einem kleinen, humorvollen Beispiel, wie in jedem Menschen beides – das logische wie das urtümliche Denken – angelegt sei, nur in unterschiedlichen Proportionen. In diesem sehr lesenswerten Aufsatz lässt er eine beweglichere Harmonie »zwischen ›Gebildet‹ und ›Ungebildet‹«,³⁰ zwischen ›gebildeten‹ und ›ungebildeten‹ Menschen, wünschenswert erscheinen, ohne dass er das Modewort der Zeit, ›Volksgemeinschaft‹, benutzt. Er greift aber diesen durch die geschichtlichen Ereignisse kompromittierten Begriff in dem anderen Artikel ›Der Mensch Karl May‹ auf, indem er schreibt, dass es als kulturpolitische Aufgabe der Wissenschaft zu begreifen sei, »trotz der ihr eigentümlichen Denkform den Zusammenhang mit der Denkform der Volksgemeinschaft nicht [zu] verlieren.«³¹ In ›Karl May und Wissenschaft‹ stellt er Karl May als Prototypen »urtümlicher Geistesart« heraus, die er mit dem logischen Denken kontrastiert. Das urtümliche Denken aber habe Gestalt gewonnen in Brauchtum, Tracht,

Hausrat, Volkslied und den Geschichten, die sich einfache Menschen gern erzählen. Und mit einem Ausrufungszeichen versieht er seine Folgerung daraus: »Und in Mays Büchern! – Daher die Arbeit von Stolte.«³² Er hatte sie vorher in dem Aufsatz bezüglich der erstaunlichen öffentlichen Reaktion erwähnt.

Wenn sich Witte in seinen uns überlieferten Aufsätzen speziell zu Karl May äußert, kommt zu seinem soziologischen Ausgangspunkt eindeutig eine psychologische Betrachtungsweise. So ist es, wenn er in diesem Artikel Hauptkenntnisse aus Stoltes Dissertation referiert, aber ohne seine eigenen Gedanken von denen seines Schülers abzugrenzen, z. B. in der Aussage: »Indem er [May] sich und seine primitive Art, die Welt zu sehen, gestaltete, gestaltete er auch die der Jugend und ›einfacher‹ Menschen. Denn jeder will sich im Buche finden, will wissen, wohin es mit seinesgleichen kommen kann und wird.«³³

In dem Artikel ›Der Mensch Karl May‹ differenziert Witte mit dem Hinweis auf Stoltes Untersuchungen besser, wenn er schreibt:

Dabei ist May ein Grenzfall. Er ragt aus der »Unterschicht« empor. Er steht zwischen der Oberschicht und der Unterschicht. Dem Primitiven entwachsen, stößt er gewaltsam in die oberschichtliche Geistigkeit vor, vereint in sich die verschiedenen Bestandteile beider Welten – ohne sie freilich zu einer harmonischen Einheit verschmelzen zu können.³⁴

Dazu sei angemerkt: Gerade zu diesen schichtenbezogenen Thesen Wittes schreibt ja allerdings Heinz Stolte in seinem ›Vorwort zur zweiten Auflage‹ als ein inzwischen erfahrener Karl-May-Forscher, dass Witte in diesem Punkte »das Phänomen Karl May doch offenbar viel zu einfach gesehen« habe. Heute wisse er, »daß es sich bei ihm [May] um eine so differenzierte und komplizierte schöpferische Persönlichkeit handelte«, und er gesteht ein, das hätten sie beide damals »keineswegs ganz ermessen können«.³⁵

2. Auch Wittes zweiter Kerngedanke ist uns bereits aus dem in Stoltes ›Vorwort zur zweiten Auflage‹ zitierten Beitrag bekannt. Es geht ihm immer wieder auch darum, zu erläutern, weshalb er im Gegensatz zur herkömmlichen Auffassung von Volkskunde nicht bei der Deutung der Märchensammlung der Brüder Grimm stehen bleiben könne, sondern eine neue Aufgabe – aber ganz im Sinne der Grimms – sehe:

Die heutige Volkskunde (...) soll verachtetes, überheblich belächeltes Volksgut vorurteilsfrei sammeln und deuten. [Es geht nicht nur um] Sagen

und Märchen (...). In Wahrheit spielen Anekdote, Witz, Lügengeschichte, Spukerzählung, Kriminalshmöker, Kolportageroman und anderes eine weit erheblichere Rolle.³⁶

Wittes Folgerung gibt Anstöße zu neuen Forschungsprojekten: »Wollen wir also das Wesen dieser Geistesart begreifen, so müssen wir uns entschlossen von allen Vorurteilen befreien und diese primitiven Formen zum Gegenstande unseres Forschens machen.«³⁷ Er erwähnt auch in dem Artikel für das damalige Karl-May-Jahrbuch, er habe schon vor Stoltes Dissertation ein Thema dieser ganz neuen Art vergeben, nämlich zur Erforschung des Zeitungsromans in kleinen Provinzzeitungen.³⁸

Mit dem Bereich Volkskunde hatte sich Witte bereits in der Weimarer Republik als junger Privatdozent an der Universität Halle »mit Liebe« – wie 1944 Hennig Brinkmann³⁹ formuliert – auseinandergesetzt. Zur damaligen akademischen Wirkung in seinem Seminar schreibt Witte später:

Man möchte das nicht gern wahr haben. Man spricht da gern von Schundliteratur. Und als ich als junger Privatdozent in Halle zum ersten Male über diesen Gegenstand Seminarübungen abhielt, da – schämten sich meine Hörer und Hörerinnen doch ein bißchen. (...) Man sieht: es ist keine belanglose Aufgabe, die urtümliche Geistesart zu untersuchen. (...) Und das ist der Grund, weshalb die Erzählungen Karl Mays für die Volkskunde von großer Bedeutung sind.⁴⁰

3. Eine weitere Bemerkung in zwei Artikeln zeigt Wittes eigenes, sich über Jahre ziehendes Ringen um das richtige Verständnis der Persönlichkeit Karl Mays, und zwar im Zusammenhang mit dessen Straftaten: So fand er offensichtlich erst allmählich zu seiner dritten Kernaussage. Er betont dabei auch ganz im Sinne Stoltes die Einheit von Leben und Werk (ohne Dilthey zu nennen), weshalb man auch die dunklen Seiten einer Biographie nicht vertuschen solle. Vielmehr müsse man sie »verstehen«:

Die May lieben, möchten am liebsten alles vertuschen.

Das ist falsch! Man kann Mays Werke gar nicht richtig verstehen, wenn man nicht seine Straftaten richtig verstanden hat. Wir erweisen May keinen Dienst, wenn wir seine Straftaten nicht offener beleuchten, als er selbst in seiner ängstlichen und eitlen Selbstbiographie es wagte. Ich habe das an mir selber erlebt. Als ich mich wieder mit May zu beschäftigen be-

gann, standen mir seine Zuchthausjahre im Wege. Ich hätte sie gern übersehen, schon um vor mir selber nicht als Spießzer zu erscheinen. Dann hatte ich eine Zeit, da glaubte ich diese Straftaten entschuldigen zu sollen. Aber damit verbaute ich mir erst recht den Weg. Bis ich endlich merkte, daß Mays Leben und Werk sich decken, daß sie eine notwendige Einheit bilden. (...) Daß er zum Betrüger und Dieb ward, offenbart: treibende Kraft war jene abenteuerliche Phantasie, die nachmals seine abenteuerlichen Erzählungen schuf.⁴¹

4. Nachdem Witte in seinen Aufsätzen die »hemmungslose Phantasie« Karl Mays, seine abenteuerliche Traumkraft als Antrieb für seine Delikte angibt, erklärt er, so auch in seinem nie gedruckten Beitrag für das Karl-May-Jahrbuch, dass ihm im Gegensatz zu anderen Dichtern mit leidenschaftlicher Phantasie ein Halt fehlte und dass er trotzdem, und darin sehe ich seine vierte Kernaussage, zu einer seelischen Befreiung gelangte:

Welche Besessenheit bei Kleist oder Hebbel! Aber sie hatten Gegengewichte: der eine Familie und Gesellschaft, eben seinen »Adel«, der andere der von unten kam, seinen logischen Verstand. May fehlen diese Gegengewichte. Ihm fehlt die Form, die »Kinderstube«, die auch Halt gibt, wo's innen leer ist. Ihm fehlt der logisch denkende Verstand, der seine Phantasie hätte zügeln können. Vergleicht man das Drama, das er Ende seines Lebens versuchte, mit Hebbels Dramen, dann begreift man, warum May so tief stürzen konnte.

Das aber ist das Vorbildliche: Als sich das Zuchthaus vor ihm öffnete, war niemand, der ihm half. Ein Unbedeutender wäre da ganz verkommen; May aber rang sich empor. Die hemmungslose Phantasie, die ihn ins Verderben getrieben, er wendete sie zum Guten. Er befreite seine Seele, indem er gestaltete, was in ihr war. Und damit erlöste er nicht nur sich, sondern alle, die ihn lesen, auch wenn sie nicht wissen, wie ihnen geschieht. (...) May war ein einfacher Mann; aber er war ein vorbildlicher Kämpfer des Kampfes, den wir alle kämpfen müssen.⁴²

Dass hier Arthur Wittes innerste Überzeugung zum Ausdruck kommt, belegt eine Stelle aus einem Brief an seinen Doktoranden Heinz Stolte von 1936, in dem er ihn – das nur nebenbei bemerkt – vor die Wahl stellt, Wissenschaftler oder Schriftsteller zu werden, und dann plötzlich auf Karl May kommt:

Schriftsteller-sein ist ein weit wirkender Beruf. Daß er Sie gleich auf eigene Füße stellt, darf Sie nicht abhalten, wenn Sie die innere Berufung

spüren. Sie haben mit viel Liebe den Wegen Karl Mays nachgespürt. Empfinden Sie nicht auch, daß seine größte Leistung darin bestand, daß er sich allen inneren und äußeren Widerständen zum Trotz aufzuschwingen verstand?⁴³

Und sein Artikel zu Mays 25. Todestag endet mit der schönen Formulierung, die auch in seinem Jahrbuch-Aufsatz zu finden ist: »Gerade weil er es so schwer hatte, gerade deshalb müssen wir ihn lieben.«⁴⁴

5. In Wittes Rundfunkvortrag über die Literatur Mitteldeutschlands anlässlich der Gründung des Mitteldeutschen Rundfunks 1938 schneidet Karl May auch positiv ab bei einem Vergleich mit dem aus Thüringen stammenden bürgerlichen Schriftsteller Otto Ludwig (1813–1865). Trotz seines Respekts vor diesem Autor auf einer hohen geistigen Ebene kritisiert er das zunehmend Epigonale seiner Arbeit, während er den volkstümlichen Sachsen Karl May als einen absolut originalen Phantasten herausstellt.

Ein Kampf, »den wir alle kämpfen müssen« – nach den eingangs erwähnten Lebensdaten Wittes kann es nicht verwundern, dass ihm gerade dieser Aspekt bei dem Phänomen Karl May so sehr imponierte. Hatte er sich doch selbst auch, wie er schreibt, aufgeschwungen! Er selbst, Arthur Witte, ist ein Beispiel dafür, wie sich auch die Lebensumstände eines Wissenschaftlers durchaus auf seine Forschungsprioritäten auswirken.

Soweit speziell zu Karl May.

Stolte schildert aus seiner Studentenzeit, inwiefern gerade Wittes volkskundliche Seminare und Vorlesungen ein breites Spektrum abdeckten:

Und andererseits hörte man ihn dann in seinen volkskundlichen Übungen über den Märchen der Brüder Grimm und des Wilhelm Wisser meditieren, Einsichten eröffnend in eine Auffassung von Volksdichtung, die über die seit Herder, Goethe, Grimm, Arnim und Brentano abgeschlossene Vorstellungswelt weit hinausgriffen.⁴⁵

Das Aufwachsen mit Plattdeutsch und norddeutscher Umgangssprache erklärt im Bereich der Volkskunde seine besondere Affinität zu jenem Wilhelm Wisser (1843–1935), einem Volkskundler, der bei der Machtergreifung der Nazis schon 90 Jahre alt war. Er wird laut

Brockhaus als der erfolgreichste Sammler und Herausgeber plattdeutscher Volksmärchen aus Ostholstein angesehen und heute häufig erwähnt zusammen mit den Forschern Karl Müllenhoff (1818–1884), Nachfolger Jacob Grimms in der Preußischen Akademie der Wissenschaften, und Paul Selk (1903–1996), die das Plattdeutsche wissenschaftlich behandelt haben. Witte stellt Wilhelm Wissers in den Mittelpunkt seines schon erwähnten Aufsatzes von 1934. Darin geht er sogar so weit, die Geschichtensammlungen Wissers höher als die Sammlungen der Gebrüder Grimm zu bewerten, und dafür liefert er eine interessante Begründung:

Die meisten Sammler (...) haben das, was sie gehört haben, nicht getreu wiedergegeben. Sie glaubten, es »verbessern« zu müssen. [Fußnote Wittes: Das haben ja leider schon die Grimms getan.] Erst in jüngerer Zeit liegen uns ein paar Sammlungen vor, die in rechter Erkenntnis des Wesentlichen wortgetreu wiedergeben, was das Volk erzählt. (...) [Wissers] Märchen sind echter, wurzelechter als die der Brüder Grimm.⁴⁶

Allerdings bedauert er, dass auch Wissers einiges bearbeitet habe; aber, so schreibt er, »(g)lücklicherweise werden (...) in Hamburg und Kiel seine Niederschriften aufbewahrt, so daß man – und das sollte bald geschehen! – die Art und den Grad seines Bearbeitens feststellen kann.«⁴⁷

Generell plädiert er dafür, Bearbeitungen von bereits einmal schriftlich erfassten, ursprünglich mündlich überlieferten literarischen Texten mit Urtexten zu vergleichen, um den Erzählstil, in der eine Idee gestaltet wird, nicht zu verwischen. Wenn man das hört, assoziiert man doch geradezu zwangsläufig die in der Karl-May-Forschung lange schwelenden Auseinandersetzungen um Bearbeitungen seiner Romane, obwohl es sich bei ihnen nun wiederum um eine ganz andere Textgattung handelt.

Soweit das Bild Arthur Wittes als eines innovativen Volkskundlers.

In Gutachten über ihn wird u. a. sein pädagogisches Talent herausgestellt; und man schmunzelt wohl, wenn man aus der Feder Hennig Brinkmanns liest: »Für Wittes Lehrbefähigung spricht sein Schüler Heinz Stolte.«⁴⁸ Ein guter Lehrer aber kann nur jemand sein, der fähig ist, menschliche Wärme auszustrahlen. Dass er diese Qualität besaß, zeigen Briefe, die er Stolte geschrieben hat und die ich erst vor einem Jahr in einem Nachlass entdeckte. Sie sind nun in meinem Buch vor der Vernichtung gerettet. Hier nur zwei Beispiele, die vieles offenbaren:

An Stolte, als dieser in Weimar zu einer militärischen Ausbildung war:

Jena, d. 24. 11. 1939

Mein lieber guter Stolte!

(...) Sie haben wohl gefühlt, als Sie zuletzt bei mir waren, wie sehr ich mich auf ihr Wiederkommen und auf unsere gemeinsame Arbeit gefreut habe. (...) Sie müssen ja in all den Jahren gefühlt haben, wie sehr Sie mir ans Herz gewachsen sind; und alles, was Sie betrifft, das betrifft schon seit langem unmittelbar auch mich. Hoffentlich kommen Sie am nächsten Sonntag, dann kann ich Ihnen von dem sprechen, von dem ich jetzt nicht schreiben kann.

Ihr getreuer Arthur Witte⁴⁹

An Stolte, als dieser Soldat in Russland war:

Jena, d. 25. 12. 1941

Mein guter Junge!

Gestern am heiligen Abend bekam ich Deinen Brief. Ja, ich ersehe daraus, daß Du all meine Post nicht bekommen hast. (...) Meine Frau und ich denken jeden Tag an Dich. (...) Gestern habe ich Deinen Kindern eine kleine Rede gehalten über die Soldaten im Osten und auch ihren Großvater! Damit habe ich den Kindern mehr gegeben als durch Geschenke. (...) Mein lieber Junge, bleib gesund! (...)

Wenn Du wiederkommst, bist Du hier Dozent für Deutsch und für deutsche Volkskunde!

Was Du von Rußland schreibst, weiß ich. Ich habe viele Studenten, die vom Osten kommen. Die wissen Bescheid.

Über Deine Habilitationsschrift lasse ich ein Referat im Seminar halten. Sie haben mich dazu gedrängt.

[Und noch einmal:] Mein lieber guter Junge, bleib gesund!

Dein Arthur⁵⁰

Dann das Tragische, das in das Leben dieses eigenwilligen, widersprüchlichen Menschen einbricht: seine Krankheit, die letztlich seine Persönlichkeit zerstört. Sie machte sich schon in den 30er Jahren bemerkbar. Seine Personalakte ist von Gutachten durchsetzt, die alle um dieses Thema kreisen. Hier nur soviel: Schon seit seiner Kieler Studienzeit sprechen ärztliche Gutachten und Eigenaussagen von Nervenzusammenbrüchen, z. B. beim Tod seiner Mutter, von wiederholten schweren Erkrankungen des Drüsen-systems mit hohem Fieber und mehrtägigem Koma, die ihm später in Jena der bekannte

Arzt Dr. Veil (der auch Ricarda Huch behandelte) bescheinigte. In einer Aktennotiz von 1937 zur Frage, ob man Witte wegen seiner häufigen Krankmeldungen zwangspensionieren sollte, heißt es:

Wie mir berichtet wird, leidet der a. o. Prof. Witte an sehr schweren innersekretorischen Störungen, die eine Überfettung des Körpers und damit Lähmung wichtiger Funktionen zur Folge haben. Zeitweise sei sein Zustand so ernst, daß mit einem Ableben zu rechnen sei. (...) Der Vorlesungsbetrieb ist erheblich gestört.⁵¹

1938 heißt es: »melancholisch, irgendwie krank, gutmütiger Norddeutscher, starke Nikotinfinger. (...) Er kann die Jenaer Luft nicht vertragen.«⁵² Und ehemalige Studenten erinnern sich später, wie Germann mir in einem Brief berichtet hat: »Er war fachlich sehr geschätzt, eine starke, aber innerlich wohl labile Persönlichkeit. (...) Leicht alkoholisiert, so versicherte man mir, konnte er spritzige, geistreiche, ja genialische Vorlesungen halten mit Aperçus, die Beifall fanden.«⁵³ »Leicht alkoholisiert« – ein Alarmzeichen!

Heinz Stolte erhielt während seines dreijährigen Russlandeinsatzes 1941 bis 1944 zahlreiche Briefe von Witte, in denen er eine bedenkliche Wesensveränderung festzustellen glaubte. Er muss beispielsweise schockiert gewesen sein über Wittes absolute seelische Haltlosigkeit angesichts der entsetzlichen Bombenangriffe auf die kleine Stadt Jena mit ihren Zeiss-Werken, was ich verschlüsselt aus einem Frontsoldaten-Zeitungsartikel Stoltes lese. Gesprochen hat er später mir gegenüber niemals über diese Phase ihrer Beziehung. In einem Feldpostbrief vom September 1942 an seine erste Frau resümiert er aber eindeutig:

im Falle W. stehe ich ohne Rat und Hilfe vor dem Schauspiel einer unaufhaltsamen Auflösung, die früher oder später zur Katastrophe führen muß. Bei aller Dankbarkeit und Verehrung – es ist ein anderer Mann, dem diese gelten und den ich mir bewahre, nicht der, der uns da jetzt noch übrig geblieben ist.⁵⁴

Die befürchtete Katastrophe sollte nur zwei Monate nach Kriegsende eintreten. Witte war von der amerikanischen Besatzungsmacht bereits wieder in seine Professur eingesetzt worden. Er war aber, obwohl erst 44-jährig, offensichtlich schon so schwach geworden, dass er nicht mehr die Kraft hatte, angesichts des nahenden Einmarsches der Russen in Thüringen die etwas zu spät für ihn organisierte Flucht

zu wagen, sondern nur noch mit dem Suizid reagieren konnte, den er in seinem Brief an den Rektor der Universität, Prof. Zucker, so erklärte:

[Es handelt sich] um einen wohlwogenen Entschluß für den Fall, daß ich, der ich weiß Gott politisch unbelastet bin, keine Möglichkeit mehr sehe, für das Ideal der Wissenschaft zu leben, das ich seit den Tagen meiner Jugend in mir trage. Eine solche Möglichkeit sehe ich nicht mehr, da die Russen kommen. Sie müssen zwangsläufig von unten beginnen, um ihre Kultur aufzubauen.⁵⁵

In jenen Tagen, als die Amerikaner Thüringen und Sachsen gegen einen Anteil an der Hauptstadt Berlin den Russen überließen, ging durch Thüringen und Sachsen übrigens geradezu eine Selbstmordwelle.

Witte wusste natürlich, dass man vermuten würde, er sei vielleicht doch nationalsozialistisch belastet, und so enthält ein sehr persönlicher Abschiedsbrief an Stolte verschlüsselt diese Befürchtung:

Mein lieber Heinz!

Möglicherweise wirst Du der erste sein, der mich findet. Daß und aus welchen Gründen ich mit dem Leben abgeschlossen habe, weißt Du. (...)

Du selbst bist jünger und wirst vielleicht Dir ein neues Leben aufbauen können. Das wünsche ich Dir von Herzen. Übrigens bin ich gewiß, lieber Heinz, daß Du alles tun wirst, was in Deinen Kräften steht, um meiner Frau ihr Los zu erleichtern. Ebenso wirst Du allen müßigen Redereien der Schwätzer entgentreten. Sie werden es nie begreifen, daß das Erhabenste am Leben ist, daß man es erhaben wegwerfen kann, wenn die Stunde gekommen ist: Sie werden es nie begreifen, daß einer zum Wissenschaftler geboren ist und gar nichts anderes kann als wissenschaftlich arbeiten, und daß er Schluß macht, wenn er diese Möglichkeit nicht mehr sieht. (...)

Dein Arthur. Ich bin in meinem Direktorzimmer.⁵⁶

Eine seiner Studentinnen, die heute nicht mehr an ihre Lyrik von damals erinnert sein will und daher an dieser Stelle namenlos bleibt, hat angesichts dieses schockierenden Endes einer einst eindrucksvollen Persönlichkeit 1945 formuliert:

Am Grabe A. W.'s
Ausgebrannt wie die Asche des Herzens ruht,
ruh'n auch die Schmerzen der Welt,
die es vernichtend trägt.

Es spürt die Birke den Abendwind und den dämmrigen Regen.
Flach fliegt die Amsel vorbei.
Berge verschwimmen im Grau.

Aber die Hecken sind ganz voller Heimat.
Es dunkelt aus hohen Tannen schützende Zuflucht.
Und der Weg ist befreit von aller Verwirrung.

- 1 Arthur Witte: Brief an Heinz Stolte nach Russland, Jena, 25. 8. 1942 (Archiv Renate Stolte-Batta).
- 2 Arthur Witte: Lebenslauf, Jena 1938, handschriftlich. In: Personalakte Arthur Witte, Universitätsarchiv Jena, Bestand D, Nr. 3130.
- 3 Ebd.
- 4 Bundesarchiv REM [= Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung], Witte, Arthur, 16.02.1901: Brief Prof. Dr. Schwietering, an Prof. Dr. Hofmann, Vallendar bei Koblenz, 2. 10. 1944.
- 5 Witte promovierte 1926 in München, seine Dissertation ›Die Parzivalhandschrift D‹ erschien 1927 in Bd. 51 der ›Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur‹, S. 307-382. 1928 habilitierte er sich in Halle mit einer Arbeit über ›Hartmann von Aue und Kristian von Troyes‹, die 1929 in Bd. 53 der ›Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur‹, S. 65-192, veröffentlicht wurde. An diesen Aspekt der Interessengebiete Wittes hat 1941 Heinz Stolte mit seiner Habilitationsschrift angeknüpft, wobei es bei ihm um den Vergleich zweier mittelhochdeutscher Texte und deren Autoren geht, aber wiederum um eine einzige Grundgeschichte, Eilhart von Oberg und Gottfried von Straßburg und ihre Tristan-Epen (Heinz Stolte: Eilhart und Gottfried. Studie über Motivreim und Aufbaustil. Halle 1941).
- 6 Heinz Stolte: Der Volksschriftsteller Karl May. Beitrag zur literarischen Volkskunde. Leipzig [1936] (Diss. Jena 1936); Bamberg ²1979. Vorwort zur zweiten Auflage, S. V-XVI (VI).
- 7 Renate Riemack: Ich bin ein Mensch für mich. Aus einem unbequemen Leben. Stuttgart 1992, S. 71.
- 8 Arthur Witte: Volkskundliches im Deutschunterricht. In: Zeitschrift für Deutschkunde Jg. 48 (1934), S. 395-404 (395).
- 9 Witte: Lebenslauf, wie Anm. 2.
- 10 Renate Stolte: Der Literaturwissenschaftler Heinz Stolte (1914-1992). Frankfurt a. M. 2007, S. 48-72: Kap. III, 1.1.2: Die Germanisten Wesle und Witte – exemplarische Schicksale jener Zeit.
- 11 Heinz Stolte: Kleines Lehrbuch der deutschen Literaturgeschichte. Hamburg ¹²1986, S. 60 (zuerst Hamburg 1959; das Werk wurde übersetzt in die Thai-Sprache, Bangkok 1981, und ins Koreanische, Seoul 1988).
- 12 Helmut G. Walther: Brief an Renate Stolte-Batta, 6. 2. 2008.
- 13 Bundesarchiv, wie Anm. 4 (gleiche Akte): Brief von Prof. Dr. Brinkmann an Prof. Dr. Hofmann, Frankfurt a. M., 14. 10. 1944. – Solche Konstellationen, dass ein nicht beamteter ao. Professor noch Assistent wurde, gab es in Jena nach neuester Auskunft des Universitätsarchivs auch in anderen Fakultäten, z. B. bei den Botanikern.
- 14 Universitätsarchiv Jena, Bestand C, Nr. 864.
- 15 Dietrich Germann: Geschichte der Germanistik an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, auf archivalischer Grundlage dargestellt. Diss. Jena (masch.), Jena

- 1954, S. 332.
- 16 Vgl. Internationales Germanistenlexikon 1800-1950. Hrsg. und eingeleitet von Christoph König. Berlin 2003, Bd. 1, S. 272, und Bd. 2, S. 1307.
 - 17 Notiz in: Personalakte Arthur Witte, wie Anm. 2.
 - 18 Witte: Lebenslauf, wie Anm. 2.
 - 19 Anneliese Bach-Kuchinke: Brief an Renate Stolte vom 3. 3. 1994.
 - 20 Arthur Witte: Bewerbung zur Wiedereinsetzung in seine Professur an der Universität Jena, gerichtet an das Ministerium für Volksbildung des Landes Thüringen, Anlage; Thüringisches Hauptstaatsarchiv, Nr. 3415.
 - 21 Ebd.
 - 22 Vgl. Geschichte der Universität Jena 1548/58-1958. Hrsg. von Max Steinmetz. Jena 1958, S. 625f.
 - 23 Angelika Pöthe: Konservatives Kulturideal und Nationalsozialismus – Jenaer Germanisten im 3. Reich. In: »Kämpferische Wissenschaft« – Studien zur Universität Jena im Nationalsozialismus. Hrsg. von Uwe Hossfeld u. a. Köln u. a. 2003, S. 857.
 - 24 Wie Anm. 8.
 - 25 Arthur Witte: Karl May und Wissenschaft. In: Jenaische Zeitung, 14. 5. 1937 – wiedergegeben im Anhang zu diesem Beitrag.
 - 26 Arthur Witte: Der Mensch Karl May. Zu seinem 25. Todestag. In: Deutsche Allgemeine Zeitung / Tägliche Rundschau, Nr. 145-146, 31. März 1937.
 - 27 Stolte: Vorwort zur zweiten Auflage, wie Anm. 6, S. VIII.
 - 28 Ebd., S. VIII-XIII.
 - 29 Witte: Volkskundliches im Deutschunterricht, wie Anm. 8, S. 395.
 - 30 Witte: Karl May und Wissenschaft, wie Anm. 25.
 - 31 Witte: Der Mensch Karl May, wie Anm. 26.
 - 32 Witte: Karl May und Wissenschaft, wie Anm. 25.
 - 33 Ebd.
 - 34 Witte: Der Mensch Karl May, wie Anm. 26.
 - 35 Stolte: Vorwort zur zweiten Auflage, wie Anm. 6, S. XVf.
 - 36 Witte: Der Mensch Karl May, wie Anm. 26.
 - 37 Arthur Witte; zit. nach Stolte: Vorwort zur zweiten Auflage, wie Anm. 6, S. XI.
 - 38 Vgl. ebd.
 - 39 Bundesarchiv, Brief Brinkmann, wie Anm. 13.
 - 40 Witte: Der Mensch Karl May, wie Anm. 26.
 - 41 Ebd.
 - 42 Witte: Karl May und Wissenschaft, wie Anm. 25.
 - 43 Arthur Witte: Brief an Heinz Stolte, Kiel, 29. 2. 1936 (Archiv Renate Stolte-Batta).
 - 44 Witte: Der Mensch Karl May, wie Anm. 26; ähnlich zitiert bei Stolte: Vorwort zur zweiten Auflage, wie Anm. 6, S. XIII.
 - 45 Stolte: Vorwort zur zweiten Auflage, wie Anm. 6, S. VI.
 - 46 Witte: Volkskundliches im Deutschunterricht, wie Anm. 8, S. 396.
 - 47 Ebd., S. 397.
 - 48 Bundesarchiv, Brief Brinkmann, wie Anm. 13.
 - 49 Arthur Witte: Brief an Heinz Stolte, Jena, 24. 11. 1939 (Archiv Renate Stolte-Batta).
 - 50 Arthur Witte: Brief an Heinz Stolte, Jena, 25. 12. 1941 (Archiv Renate Stolte-Batta).
 - 51 Bundesarchiv, wie Anm. 4, Witte, Arthur, Seite 7.
 - 52 Stengel von Rutkowski am 11. 7. 1938. In: Personalakte Witte, wie Anm. 2.
 - 53 Dietrich Germann: Brief an Renate Stolte vom 14. 7. 1994.
 - 54 Heinz Stolte: Feldpostbrief an Ilse Weicker-Stolte, Russland, 5. 9. 1942 (Archiv Renate Stolte-Batta).
 - 55 Arthur Witte an Rektor Zucker, Jena, 22. 6. 1945. In: Personalakte Witte, wie Anm. 2.
 - 56 Arthur Witte: Abschiedsbrief an Heinz Stolte, Jena, 22. 6. 1945 (Archiv Renate Stolte-Batta).

Anhang

Jenaische Zeitung, 14. 5. 1937:

Karl May und Wissenschaft Von Prof. Dr. Arthur Witte, Jena.

Vor einem Jahre erschien eine durch meine Uebungen über »Volksdichtung« angeregte Jenaer Doktorschrift von Stolte »Der Volksschriftsteller Karl May«.

Es rauschte im Blätterwald ob solchen Geschehens. Ein Auslandsblatt meinte, daß zu Schillers Zeiten »die philosophischen Doktorarbeiten andere Gegenstände betrafen« und daß es dem Staatsminister Goethe peinlich gewesen wäre, hätte man über den »Rinaldo Rinaldini« seines Schwagers Vulpius promoviert. Die meisten andern äußerten sich zwar lobend, aber voll Verwunderung darüber, daß die Hohe Philosophische Fakultät der ehrwürdigen Universität Jena eine Dissertation ausgerechnet über Karl May angenommen hatte. Warum eigentlich? Und warum die Förderung Mays durch den Nationalsozialismus?

Als die Brüder Grimm ihre Sagen und Märchen in den Bereich ernster Forschung zogen, da war das eine kühne Tat. Denn die »Gebildeten« hatten diese naiven Geschichten bis dahin belächelt, verspottet. – Heute stehen wir vor ähnlicher Aufgabe. Wir dürfen nicht mehr nur Sagen, Märchen, Legenden, Schwänke sammeln. Wer winterabends den Knechten und Mägden in der Spinnstube oder auf der Diele zuhörte oder in Sonntag-nachmittagdämmerstunden bei Kleinbürgern oder Arbeitern zu Besuch war, der weiß: da werden keine Märchen erzählt, sondern Erlebnisse, Krankheitsgeschichten und – wenn's ganz dämmrig geworden – Spukgeschichten. Und was lesen diese Leute? Den Zeitungsroman, Kalendergeschichten, Kolportageromane, Detektivschmöker; das ist »Volkslesestoff«! So auch Mays Bücher. Ich las Briefe an den Verlag, die rührend innig den Eindruck beschreiben, den Mays Erzählungen gemacht haben.

Die Wissenschaft hat solche Geschichten bisher belächelt, wie man früher Sage und Märchen belächelt hat. Und doch kommt's auf sie an, will man wissen, was urtümliche Geistesart sei. Diese zu ergründen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Volkskunde.

Wir denken meistens logisch, so wie Schule und Universität es

uns lehren. Wissenschaft ist Gestalt gewordenes logisches Denken. Der Aberglaube jedoch – beispielsweise – ist Gestalt gewordenes urtümliches Denken. Fällt eines lieben Menschen Bild von der Wand und stirbt dieser bald darauf, dann bestreitet das logische Denken jeden Zusammenhang zwischen beiden Ereignissen. Doch für den Aberglauben ist er ebenso gewiß wie der zwischen Blitz und Donner. Ein anderes Beispiel: Die Astronomie untersucht das Weltall objektiv, wissenschaftlich, logisch; die Astrologie bezieht Sonne, Mond und Sterne auf uns, als wären wir des Weltalls Mitte. Oder: Sage ist unterschichtliche, urtümliche Geschichtsforschung; so unterscheidet sie sich von der wissenschaftlichen. – Die logischen Begriffe wollen frei sein von Fühlen und Wollen, suchen die »Wahrheit an sich«; die urtümlichen sind gefühlsgeladen und wildestrebend. Siehe die Begriffe der Kinder!

Seit dem Aufkommen des Bürgertums hat sich in unserm Volk die Kluft zwischen »Gebildet« und »Ungebildet« so vertieft, daß beide sich oft nicht mehr verstehen. Der Grund ist nicht, daß die einen mehr lernten als die andern; aber sie haben anders denken gelernt und schauen daher Welt und Leben mit andern Augen. Daher der Laie wissenschaftliche Gedanken oft nicht begreift. Hier liegt für uns eine kulturpolitische Aufgabe: es genügt nicht, das Reich kraftvoll politisch zu einen. Wichtiger noch ist, daß »Gebildet« und »Ungebildet«, »logisch[«] und »prälogisch« sich angleichen. Ganz gelingt solcher Ausgleich nie. Doch anzustreben ist eine Entwicklung von allzu schriller Disharmonie zu beweglicher Harmonie.

Urtümliches Denken ist nicht Eigentum bestimmter Schichten. Jeder hat an beiden Denkweisen teil, der eine mehr an dieser, der andere mehr an jener. Bauern, Arbeiter, Frauen, Kinder, Greise denken vorwiegend urtümlich, gefühlsgeladen, ichbezogen, »primitiv«; Gebildete, Städter, Männer mehr logisch. Aber in allen ruht beides.

Ein Erlebnis: Im Speisewagen. Drei Viehhändler. Im Beruf rechnen die scharf und denken logisch. Aber hier? Sie bestellten Zigarren. Einer gab erst sich (!), dann seinem Nachbarn Feuer. Wollte ebenso seinem dritten Kollegen ... Der aber wehrte ab: »Nee, ick steck mir lieber selber an. Is ja'n dummer Aberglaube. Aber warum soll man's tun?« – Dieses Wort offenbart den ganzen Zwiespalt. Logisch betrachtet ist's Aberglaube, wenn man nicht drei Zigarren an einem Hölzchen anzünden mag. Und geht's ums Geschäft, stellt man solchen Aberglauben beiseite. Hier indessen opfert man doch lieber ein Streichholz; denn man kann nie wissen!

Wie im Aberglauben, hat urtümliches Denken auch in Brauchtum, Tracht, Hausrat, Volkslied und in den eingangs erwähnten »Geschichten« Gestalt gewonnen. Und in Mays Büchern! – Daher die Arbeit von Stolte. Sie sieht May als einen Menschen, der aus der Tiefe kam, der in der Höhe lebte, der aber »Gebildet« und »Ungebildet«, Oberschicht und Unterschicht nicht miteinander verbinden konnte. Seine Bücher, heut in fast 7 Millionen verbreitet, sind Ausdruck urtümlicher Geistesart. Indem er sich und seine primitive Art, die Welt zu sehen, gestaltete, gestaltete er auch die der Jugend und »einfacher« Menschen. Denn jeder will sich im Buche finden, will wissen, wohin es mit seinesgleichen kommen kann und wird. Wer oberflächlich »individuelles« Seelenleben dichtet, wirkt nur auf wenige; wer aber urtümlich ist wie May, beeindruckt viele.

Leben und Werk eines Schriftstellers müssen eines sein; taugt das Leben nichts, dann ist auch mit dem Werk nicht viel los, mag auch der Tag es loben. Und May? Er hat in seiner Jugend Straftaten begangen, die ihn ins Arbeitshaus brachten. Man handelt falsch, wenn man das vertuscht. Man muß es verstehen.

Es waren keine Gewalttaten; May war nie Räuberhauptmann in Böhmen, wie man gefabelt hat. Betrogen hat er und gestohlen. Warum? Nur aus Not und Großmannssucht? Nein, aus hemmungsloser Phantasie! Aus Not hätte er Räuber und Mörder werden können, kräftig genug war er. Daß er aber betrog, offenbart: treibende Kraft war eben jene abenteuerliche Traumkraft, die nachmals seine Erzählungen schuf. Gewiß: alle Dichter haben eine ungewöhnliche leidenschaftliche Phantasie. Welche Besessenheit bei Kleist oder Hebbel! Aber sie hatten Gegengewichte: der eine Familie und Gesellschaft, eben seinen »Adel«, der andere der von unten kam, seinen logischen Verstand. May fehlen diese Gegengewichte. Ihm fehlt die Form, die »Kinderstube«, die auch Halt gibt, wo's innen leer ist. Ihm fehlt der logisch denkende Verstand, der seine Phantasie hätte zügeln können. Vergleicht man das Drama, das er Ende seines Lebens versuchte, mit Hebbels Dramen, dann begreift man, warum May so tief stürzen konnte.

Das aber ist das Vorbildliche: Als sich das Zuchthaus vor ihm öffnete, war niemand, der ihm half. Ein Unbedeutender wäre da ganz verkommen: May aber rang sich empor. Die hemmungslose Phantasie, die ihn ins Verderben getrieben, er wendete sie zum Guten. Er befreite seine Seele, indem er gestaltete, was in ihr war. Und damit er-

löste er nicht nur sich, sondern alle, die ihn lesen, auch wenn sie nicht wissen, wie ihnen geschieht.

Zwei Lichtbilder offenbaren die Wandlung. Das eine zeigt ihn mit Siebenundzwanzig; Kopfhaltung, Gesicht, Augen: ein eitler Großsprecher! Das andere zeigt den Achtundfünfzigjährigen: seine Züge offenbaren all das Leid, das er erlitten, all die Kämpfe, die er gekämpft; sie sind unmittelbarer Widerschein der Güte und Größe, zu der er sich durchgekämpft hat.

May war ein einfacher Mann; aber er war ein vorbildlicher Kämpfer des Kampfes, den wir alle kämpfen müssen.